

als vor diesem Datum. Ähnliches läßt sich von dem als zeitlicher Schlußpunkt der Untersuchung gewählten Jahr 1860 nicht behaupten, das mit dem Übergang zum akademischen „Großbetrieb“ begründet wird (S. 13).<sup>4</sup> Nun fanden jene Veränderungen und Wandlungen, die dem Ausbau zum wissenschaftlichen Großbetrieb den Weg bahnten, just in dem hier analysierten Zeitraum statt. In der vorliegenden Studie werden sie indes kaum beleuchtet, da die Dimension des zeitlichen Wandels generell wenig Beachtung findet. So verweist die Autorin auf eine ganze Reihe von Fällen, in denen die formell bestehenden Leistungsanforderungen für Anwärter auf das akademische Lehramt durch Verwandtschafts- und Günstlingsbeziehungen unterlaufen wurden (S. 64, 72f., 93f.). Es wäre nun für die Beurteilung der Sozialgestalt der Heidelberger Universität recht aufschlußreich zu wissen, ob die Wirksamkeit dieser Art von akademischem Nepotismus um 1860 noch dieselbe war wie in den ersten Jahrzehnten des Untersuchungszeitraumes. Diese Frage wird jedoch ebensowenig systematisch gestellt wie die an sich naheliegende Frage nach tendenziellen Veränderungen im Verhältnis von Hausberufungen und Fremdbberufungen (S. 97-101). Daher bleibt die spezifische Erkenntnischance einer solchen Studie, die gängige Vorstellung von der Umbildung der alten Familienuniversität zur leistungsorientierten Forscheruniversität auf der Ebene des nichtordinierten Lehrkörpers empirisch zu überprüfen, weitgehend ungenutzt. Doch auch wenn hier keine weiterführenden Perspektiven für eine moderne Universitätsgeschichte geboten, sondern nur die bekannten Einsichten bezüglich der Stellung der Nichtordinarien bestätigt und durch aussagekräftige Einzelfallschilderungen illustriert werden, ist die Arbeit wegen der Fülle des erstmals erschlossenen und in Form von Statistiken, Graphiken und Biogrammen aufbereiteten Datenmaterials – verwiesen sei insbesondere auf die im Anhang zusammengestellten Biogramme sämtlicher

141 im Untersuchungszeitraum in Heidelberg tätigen Privatdozenten sowie der abgewiesenen Bewerber für das akademische Lehramt (S. 199-332) – ein wertvoller Beitrag zur Biographie deutscher Universitätsgelehrter im 19. Jh.

Markus Huttner

- 1 F. Eulenburg, Der „Akademische Nachwuchs“. Eine Untersuchung über die Lage und die Aufgaben der Extraordinarien und Privatdozenten, Leipzig/Berlin 1908.
- 2 Entsprechende – allerdings auf das Stichjahr 1907 bezogene – Daten für die Universität Leipzig bei F. Eulenburg, Die Entwicklung der Universität Leipzig in den letzten hundert Jahren, Stuttgart/Leipzig 1995 (Nachdruck der EA von 1909), S. 101f. Vgl. auch ders., Der „Akademische Nachwuchs“ (Anm. 1), S. 38-43.
- 3 Hierzu jetzt die grundlegende Arbeit von M. Baumgarten, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler, Göttingen 1997.
- 4 Die Autorin folgt hier der Studie von R. Riese, Die Hochschule auf dem Wege zum wissenschaftlichen Großbetrieb. Die Universität Heidelberg und das badische Hochschulwesen 1860-1914, Stuttgart 1977.

**Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Photo-mechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1904. Mit einem Nachwort von Elisabeth Lea und Gerald Wiemers, Akademie Verlag, Berlin 1994, 341 S.**

Es ist Karl Büchers Initiative zu danken, daß Franz Eulenburg, der nach einem historischen Studium in Berlin in die statistische Verwaltung nach Breslau gewechselt war, sich schließlich 1899 in Leipzig habilitierte. Es stand dem glänzend Veranlagten, der eine Schrift über die Lohnentwicklung vorgelegt hatte und seine Probavorlesung zu Möglichkeiten und Aufgaben der Sozialpsychologie

hielt, jedoch eine 18jährige Existenz als Privatdozent und Extraordinarius bevor, ehe er schließlich 1917 Professor an der Technischen Hochschule in Aachen wurde, von wo ihm der Wechsel an die Handelshochschule nach Berlin gelang. Diese lange Zeit der marginalisierten Stellung in Leipzig hatte damit zu tun, daß er zu jenem interdisziplinären Kreis um Bücher, den Historiker Lamprecht, den Volkswirtschaftler Sieda oder dem Völkerpsychologen Wundt gehörte, nicht aber deren unangreifbare Stellung teilte.

*Eulenburg* lebte deshalb von den Kolleggeldern für Lehrveranstaltungen, die Wirtschaft, soziale Verhältnisse und kulturelle Verarbeitungsmuster gleichermaßen berücksichtigten und wohl deshalb so zahlreich besucht waren, und er lebte von dem, was wir heute Drittmittelprojekte nennen würden. Eines davon betraf die Frequenz der deutschen Universität seit der Einrichtung der ältesten kontinuierlich bestehenden 1386 in Heidelberg. Die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften zahlte die Beschaffung des weitverstreuten Materials, das mit mehr als 500 Briefen aus den einzelnen Archiven und Bibliotheken oder durch private Auskünfte erfragt wurde, zahlte schließlich auch die „geeigneten Hilfsarbeiter“, die an mehr als einem halben Hundert Orten Auszüge fertigten. Das sächsische Pendant der Berliner Akademie übernahm schließlich auf Büchers Antrag die Kosten für die Drucklegung der Tabellen und der Darstellung (ihre Nachfolgerin schließlich aber auch die Kosten für den nun vorliegenden Nachdruck).

So entstand ein Datenmassiv von mehr als „anderthalb Millionen Inskriptionen ... allein bis 1830“, in dem lediglich die österreichischen Universitäten unvollständig vertreten waren, weil die Auskünfte von dort nur unzureichend eintrafen.

Gegenüber früher erschienenen Vorstudien hatte sich *Eulenburg* nun auf einen Gesamtüberblick für die Zeit bis 1830 konzentriert. In einem zusätzlichen Abschnitt ging er auf der Grundlage da-

mals schon gedruckt vorliegender Quellen zur Entwicklung im 19. Jh. über (S. 248-265). Gegenüber der später aus Anlaß des Leipziger Universitätsjubiläums 1909 erschienenen Schrift, die sich allein auf die messestädtische Alma mater konzentriert, aber dafür eine zeitlich durchgehende Interpretation liefert, bietet *Eulenburgs* Buch von 1904 die Möglichkeit des Vergleichs zwischen den deutschen Territorien, den kleinen und den großen Universitäten und den alten und neuen Hochschulen.

Es kann deshalb nur eine glückliche Idee der Herausgeber dieses Reprints genannt werden, *Eulenburgs* Zahlenwerk wieder aufzulegen. Es steht damit sowohl wieder der Frühneuzeit- wie auch der Forschung zum 19. Jh. zur Verfügung, die sich daraus schon reichlich bedient hat, ohne immer den von *Eulenburg* angestrebten Zusammenhang der Trends über mehrere Jh. im Auge zu behalten. Eine dritte Lektüre bietet sich schließlich für Bildungshistoriker des frühen 20. Jh.s an, denn immerhin haben wir es zugleich mit einer für die Zeit sehr originellen Form der Selbstbeobachtung von Institutionen zu tun.

Insofern ist auch die im Nachwort bezeugende Suche nach einer eindeutigen disziplinären Zuordnung des Verfassers, nicht Historiker und nicht Soziologe, sondern Nationalökonom, ein wenig abseitig. Es war gerade das Anliegen des Leipziger „Positivistenkranzchens“, solche sich abzeichnenden Scheidungen nicht zur Geltung kommen zu lassen, sich der Hilfsmittel der anderen Fächer über alle Grenzen hinweg zu bedienen.

In der Themen- und Methodenwahl spiegelt sich die Vertunsicherung der Univrstitäten an der Jahrhundertwende über den mancherorts anhaltenden Trend zur Überflutung durch immer neue Studentenpopulationen – *Eulenburg* sieht die Ursache dafür im Konnex zu den Konjunkturzyklen, Studium gewissermaßen als eine auf die nächste Generation verlegte Lebensversicherung gegen den befürchteten sozialen Abstieg vor allem in den Mittelschichten – und andernorts

über die Abflachung der Kurve und die nachlassende Studienattraktivität der Standorte in einer Zeit, da sich schon die Expansion der zur Verfügung gestellten Mittel allein noch mit dem Anwachsen der Studentenschaft legitimieren ließen.

*Eulenburg* war auch aus seiner eigenen Lage heraus besonders sensibel für die sich in Raumnot und überfüllten Seminaren abzeichnende Überlastung der Universitäten, die die erhöhte Stundenzahlen in der Lehre nicht durch Einrichtung neuer Ordinariate, sondern auf dem Rücken der Privatdozenten austrugen. Obwohl Leipzig zwischen 1893 und 1908 ein Viertel mehr Studenten hatte, erhöhte sich die Zahl der Ordinariate lediglich von 193 auf 223.

*Eulenburg* gehörte zu jenen, die sich engagiert der Nichtordinariatenfrage annahmen, für deren überzeugende Darstellung die Frequenzanalyse überhaupt erst die Voraussetzungen schuf. Die Anträge des Vereins der Nicht-Ordinarien auf Besserstellung fußten auf seinen Studien, die 1914 sogar die Auseinandersetzungen im Sächsischen Landtag erreichten. Wen wundert es, daß nach dem Tod seiner Gönner Bücher und Lamprecht zwar das Dresdener Ministerium Interesse an der Erhaltung der Lehrkraft Professor Eulenburgs hatte, die Philosophische Fakultät der Leipziger Universität sich jedoch nicht mit der Berufung des oftmals polemisch zuspitzenden Eulenburg auf eine ordentliche Professur anfreunden konnte?

Matthias Middell

**Wolfgang Kruse (Hrsg.), Eine Welt von Feinden. Der Große Krieg 1914–1918, Fischer-Taschenbuchverlag, Frankfurt a. M. 1997, 255 S.**

In seinem jüngst erschienen Buch „Über Fontane“ stellt der amerikanische Historiker Gordon A. Craig in einer beiläufigen Bemerkung fest, wissenschaftliche Kontroversen seien „eine Herzensangelegenheit der Deutschen“. Diese Äuße-

rung findet eine eindrucksvolle Bestätigung bei der Betrachtung der zahlreichen historiographischen Auseinandersetzungen um Vorgeschichte, Ursachen, Verlauf und kurz- wie langfristige Folgen des Ersten Weltkrieges. Hier liegt mittlerweile eine auch für den Spezialisten nicht mehr zu überschauende Flut an Aufsätzen, dickleibigen Monographien und Sammelbänden vor, deren nur partielle Lektüre demjenigen, der sie auf sich nehmen wollte, ein erhebliches Maß an innerweltlicher Askese abverlangen würde. Daher greift man gespannt zu dem von *Wolfgang Kruse* herausgegebenen, mit gut 250 Seiten Umfang geradezu erotisch schlanken Taschenbuch über den „Großen Krieg“ von 1914 bis 1918. Das Werk ist hervorgegangen aus einem Studienbrief der Fernuniversität Hagen, die durchweg der jüngeren Generation angehörenden Autoren sind durch wichtige Publikationen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges ausgewiesen.

Nach einem kurzen Abriss der wichtigsten Kriegsursachen und der Strategie der beteiligten Großmächte werden auf knappem Raum die gesellschaftspolitische Systementwicklung, die Entwicklung der Frauenarbeit, das soldatische Kriegeserlebnis, die Erfahrungs- und Kulturgeschichte des Krieges sowie das Scheitern der sozialistischen Antikriegspolitik und die Revolutionen der letzten Kriegsphase behandelt. Dies geschieht durchgehend auf der Höhe des aktuellen Forschungsstandes und in international vergleichender Perspektive, wobei der Schwerpunkt auf Deutschland, Frankreich und Großbritannien liegt. Dabei gießen die Autoren des öfteren Wasser in den Wein festgefugter Annahmen und Vorstellungen, sympathischerweise ohne sich den Habitus von Bilderstürmern zu geben. So zeigt *Susanne Rouette*, an die Forschungen Ute Daniels anknüpfend, daß der Erste Weltkrieg keinesfalls als „Vater der Frauemanzipation“ wirkte. Die Frauenerwerbsquote in Deutschland stieg zwischen 1914 und 1918 im Vergleich zur Vorkriegszeit nicht überproportional an.